

# Von fränkischer Geistes-Art

Von Michel Hofmann

Wenn wir uns bemühen, ein zutreffendes Bild der fränkischen Geistes-Art zu ermitteln, also — um das gelehrt auszudrücken — eine Skizze der Psycho-Physiognomie der Franken in knappen Zügen zu entwerfen, darf dieser Versuch nur mit unbestechlicher Wahrheitsliebe und ohne jede beschönigende Tendenz unternommen werden. Denn nichts widerspräche mehr dem im Banne kühler Bewußtheit und nüchterner Selbstironie beheimateten Franken als der vollmundige Lobeshymnus auf sich selbst, wie er den unbefangeneren Stämmen in ihrer gedanklichen Unschuld besser zu Gesicht stehen mag.

Das älteste Selbstbildnis der Franken freilich, zugleich das wohl älteste deutsche Stammesbild überhaupt, ist mit entwaffnender, geradezu barbarischer Naivität entworfen: Der Prolog zur Lex Salica, zum Salischen Frankenrecht (6. Jh.):

„Das edle Volk der Franken, das Gott selbst zu seinem Urheber hat, tapfer unter den Waffen, daheim durch feste Bündnisse des Friedens gesichert, voll tiefer Weisheit im Rat, an Leib edel und gesund, kühn, schnell, ausgezeichnet durch Gestalt und Redlichkeit“ usw. Es ist jener bekannte Erguß, der schließlich Christus als den Stammesgott der Franken wörtlich hochleben läßt.

Wenn wir nun auch von der Kontinuität des Frankentums von Baudo und Arbogast (4. Jh.) bis zu den prominenten Franken von heute ebenso überzeugt sind wie von der Einheit des Frankentums von Dünkirchen am Ärmelkanal bis zum Fichtelgebirg, so suchen wir doch nach einem neueren und kritischeren Bild des inneren Profils der Franken.

Hier bietet sich uns als Führer zu uns selbst ein Literaturhistoriker an, der ein Bahnbrecher der Geistesgeschichte wurde und vor dessen Namen wir den Hut bis auf die Erde ziehen: Josef Nadler aus Neudörf in Nordböhmen. Sein bereits vor dem ersten Weltkrieg begonnener Versuch, die deutschen Stämme als geistige Individualitäten zu erweisen, hat neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Durchbruch verholfen und hat vor allem jene fränkischen Historiker fasziniert, die sich nicht mit den sturen Gegebenheiten der historischen Vordergründe begnügen, sondern nach dem zielen, was über den groben Handgreiflichkeiten des Geschichtlichen schwebt und wirkt. Geben wir ihm das Wort:

„Wie im Namen der Römer, so ist im Namen der Franken ein Mysterium, in das ein ganzer Erdteil seine Geschichte, seinen Stolz und seine Schmerzen eingefühlt hat... Aus den Werken, die der Geist des fränkischen Volkes in seinen auserwählten Vertretern geschaffen hat, führen die Wege zur Erkenntnis der fränkischen Wesensart. Der fränkische Geist in seiner geschichtlichen Erscheinung dringt auf das Wesen der Welt nicht denkerisch mit der Sonde des Verstandes, sondern schauhaft mit dem Vermögen zum nachschaffenden Bilde... Schauen im Licht und die Magie des Wortes sind ihre (der Franken) Erkenntnisschlüssel; Gleichheit und Ganzheit der Welt ihr Erkenntnisziel; Einheit der mannigfaltigen Erscheinungen in der ewigen Urgestalt ihr ordnender Blickpunkt; und schöpferische Wiedergabe der geschauten

Harmonie der Auftrag, den sie empfangen. Es ist eine Denkweise von künstlerischer Wesenheit und religiöser Natur, die sich auf die Einheit und Gleichförmigkeit gründet, und auf das Wissen, daß die Sonne nur von einem sonnenhaften Auge gesehen werden kann. In diesem schauhaften Vermögen wurzelt die auszeichnende Formbegabung, die dem Franken eigentümlich ist . . . . Ihr (der fränkischen Dichtung) fehlt. . . das Vermögen zu allem, was in der Kunst berechnet werden muß, das Vermögen also zu umfassenden streng durchgegliederten Großformen . . . . Aber unvergleichlich und unerreichbar ist sie in der wunderbaren Gabe, alle Wirklichkeit dichterisch zu verwandeln, in all den Formen, die durch Hingabe an den Gegenstand bedingt sind oder die im Geselligkeitstrieb wurzeln. Das ist Erzählung in jeglicher Gestalt, Anekdote, Schwank, Novelle, Legende, Heldenbuch, Roman. Denn wie das sonnenverwandte Auge so ist das magisch verwandelnde Wort die glückhafteste Gabe des Franken. Dieser Stamm, beweglich, leichtblütig, heiter, fleißig und genußfroh, dies Volk von geläufiger Zunge, mitteilbar und erregbar, von genialem Formvermögen, den Weltweiten aufnahmefähig geöffnet und um so breiter ausströmend, je weniger es von selbstgeschaffener staatlicher Form gebändigt war, hat dem Deutschen den großen geistigen Schwung gegeben, der deutschen Kultur weltbürgerliche Züge verliehen. Völkisch, staatlich, geistig leben wir alle von dem schöpferischen, durch Anmut gewinnenden, unhemmbar einströmenden fränkischen Wesen.“

Wir werden gewiß schamrot ob eines solchen Angebots rassiger Lorbeerblätter. Aber wir fragen uns zugleich, ob hier das Wesentlichste und Hervorstechendste erfaßt ist, ob dieses höchst sympathische Bild aus einer genugsam breiten und genugsam tiefen Beobachtung geschöpft ist.

Und hier beginnen wir zur Steuer der Wahrheit unserm Lobredner leicht zu widersprechen. Seine Quellengrundlage, nämlich die erhalten gebliebene und zu unserer Kenntnis gelangte literarische Produktion der prominenten Franken ist wohl zureichend für eine Literaturgeschichte im herkömmlichen Sinn einer Literaturheroengeschichte, nicht aber für die Geistesgeschichte eines Stammes, da sie die außerliterarischen geistigen Hervorbringungen und Symptome außer acht läßt. Deshalb fehlen auch bei Josef Nadler viele Gestalten, die wir geradezu als geistige Prototypen unseres Stammes verehren. Die Kohorte der lateinisch schreibenden Franken (Humanisten) vor allem ist ungenügend berücksichtigt. Außerdem ist auch hier wieder gegen die alte hochmütige Unsitte der Kulturhistoriker im allgemeinen zu protestieren, die sich nur in der reinen, aber dünnen Luft der Gipfelregion bewegen und kaum in die weite Tiefebene des Volkes herabsteigen, um zu fragen, ob man denn dort auch zu den magisch leuchtenden Gipfeln emporblickt, ob die Spitzenleistungen der Auserwählten und Begnadeten auch außerhalb ihrer Schreibstube ein Echo haben. Freilich ist es behaglicher, einen Kommentar zu einem Literaturdenkmal zu schreiben als die soziale Breite seiner Wirkung, seines Echos zu ermitteln. Uns liegt daran, zu wissen, ob ein literarisches Werk auch tatsächlich ein Agens oder Reagens in seiner Zeit war. Uns liegt daran, wovon ein Volk innerlich erfüllt und bewegt war, wer ihm Erzähl- und Denkstoff zuführte; uns interessieren nicht nur die geschriebenen oder gedruckten Bücher, sondern uns reizt fast noch mehr die „litteratura illiteratorum“, die „Literatur der Analphabeten“, das volkhafte

Bild: Tilmann Riemenschneider: St. Barbara





Sag- und Erzählgut, die Predigtmärlein und Kirchenlieder und derlei Dinge mehr. Ja, der breite und schwere volkhafte Unterstrom der Kultur erscheint uns oft wichtiger und viel interessanter als das elegante und feinsinnige Formspiel der Geschmäckler, das nur die Oberfläche des Lebensstromes kräuselt. Es obliegt uns also das literarisch gewonnene Stammesporträt aus Josef Naders Händen erst zu ergänzen, abzurunden, abzuändern.

Gerade in diesem Zusammenhang ist das Bild erregend, das Josef Nader von der Sonderart jenes Teils aus dem gesamten Frankentum entwirft, der uns am allernächsten steht, dem wir selber angehören.

Noch liegt uns Josef Naders Lobspruch über den Gesamtstamm im Ohr:

Der Franke hat mit der ganzen Wendigkeit seiner Natur und in allen Schichten schöpferisch gleichmäßig begabt immer mit dem zeitgemäßen Stande an den großen geistigen Weltbewegungen teilgenommen. Keiner der deutschen Stämme hat so gleichmäßig wie der der Franken mit allen Gliedern seines ständischen Leibes in dem geistigen Lebensvorgange des Abendlandes mitgearbeitet.“

Ich wiederhole: noch liegt uns dieser Lobspruch für den Gesamtstamm im Ohr, da überrascht uns die Behauptung des Gegenteils für unsere Heimat am Main:

„Der Franke des Maintales war bis ins 16. Jahrhundert in den Büchern, die Deutschland schildern, arg verrufen und in dem Weltbuch Sebastian Francks von 1534 kann man diesen Leumund aus ungeschminkten Worten hören. Der Abstand zwischen der Grundsicht des Volkes und der schöpferischen Oberschicht ist nirgends so groß wie in Franken“.

Nader fährt fort:

„Aber dieses geistige Gesicht ist auch beherrschbarer und eindeutiger als es von irgendeinem der deutschen Stämme getragen wird.

Die gemeinsamen Züge des Frankentums übersteigern sich im Maintale und wuchern fremdartig aus, der offene Weltsinn des Rheintales vergrübelt sich hier ins Hinterweltliche. Aus der Gottesfreude des Daseins wird schwerblütige Mystik, aus dem Genuß der heiterströmenden Rede ein künstlich erschwertes Spiel mit Worten, aus handgelenktem Formvermögen schweratmende Lust an verschnörkelter Überform, aus ritterlicher Degenkunst lanzknechtliche Draufgängerei. Und wo der Rheinfranke wirklichkeitsicher immer im Irdischen schreitet, spielt der Mainfranke stets mit dem Abflug in den Himmel oder mit dem Absturz in die Hölle. Er heiße nun Wolfram von Eschenbach oder Ulrich von Hutten, Johann Paul Richter oder Friedrich Rückert, Friedrich Daumer oder Michael Georg Conrad oder Oskar Panizza. Der Ostfranke geht den fränkischen Weg immer auf seltsam krausen Querpfaden. . .“

Wir blicken mit einigem Befremden in diesen Spiegel. Wir glauben nicht, daß er unser mainfränkisches Konterfei getreu und unverzerrt wiedergibt. Gewiß: wir Franken an Main und Regnitz haben einen Stich in das Irrationale, eine gewisse Schwäche für das Groteske, eine gewisse Lust am Leidvollen, ein Behagen am Unbehaglichen, einen natürlichen Hang zum Künstlichen, eine paradoxe Freude am Überlogischen . . . . Aber das sind nicht die bestimmenden und beherrschenden Züge unserer seelisch-geistigen





Riemenschneider: Grabmal des Fürstbischofs Scherenberg

Disposition. Hier rächt sich Josef Nadlers einseitig literargeschichtlicher, ja literarheroengeschichtlicher Ausgangspunkt mit aller Evidenz.

Denn was er als Charakteristikum anführt ist größtenteils die lebensabseitige Umkehr dessen, was den nüchternen Tag der Ostfranken beherrscht. Der fleißige und lebensstüchtige Franke vom Main ist ausgeprägter ein Täter denn ein Träumer; und wenn schon, dann ist er nur Nachträumer und Tagtäter. Josef Nadlers Ostfrankenbild mag für manche literarische Hervorbringungen prominenter ostfränkischer Menschen zutreffen, es trifft aber nicht zu für den Stamm selbst, da es nicht einmal für die Gesamtheit eines repräsentativen Literaten Geltung hat. Josef Nadler hätte besser getan, zum Zweck der Differenzierung der rheinfränkischen und der mainfränkischen Geistigkeit das Gleichnis vom Rheinwein und vom Frankenwein zu Hilfe zu nehmen.

Denn wie für die Reben, vermag auch für die Menschen ihr Wurzelgrund und Mutterboden seine variierende und modifizierende Kraft zu bewähren. Die Mainlandschaft ist stiller und verwinkelter als das Rheinland mit seinen klareren Richtungs-Tendenzen. Das Maintal erstreckt sich größtenteils durch das Vorgelände des römischen Limes, und ist soweit frei von römischen Backstein- und Ziegelruinen, es ist soweit echtes Kolonialland. Die Mainlandschaft hat außerdem auch ganz andere Anrainer, die den Bewohnern des fränkischen Ursprungslandes ferner waren als die Hessen und Alamannen, nämlich die passablen Thüringer im Norden, die ob ihrer Eigenkraft schwierigen Baiwaren im Süden und Südosten und gar die den deutschen Altstämmen unheimlich und unergründlich erscheinenden Westslaven im äußersten Osten. Handel und Blutmischung mit diesen Anwohnern haben dem Ostfrankenvolk Züge aufgeprägt, die es von den Rheinfranken deutlich absetzen. Aber Josef Nadler hat die Unterschiede offenbar mit allzu lauten und starken Farben markiert.

Seit dem Erscheinen der Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften sind die Versuche, den Ostfranken vom Rheinfranken abzuheben zurückgetreten hinter dem Versuch, ein tieferes ostfränkisches Selbstverständnis aus der Konfrontation mit den Altbayern zu gewinnen, wobei natürlich im Mainfränkischen mehr das „gemeinfränkische“ Wesen betont wird. Sehr bemerkenswerte Erkenntnisse dieser Art verdanken wir der durch reichste volkskundliche Einsichten gestützten Einfühlungsgabe Josef Dünnigers und der dichterisch liebenden Schau Ludwig Friedrich Barthels. Schade, daß es dem letztgenannten nicht beschieden war, die ostfränkischen Paradoxien zu überwinden und daraus ein Geistesbild unseres Stammes zu formen. Denn was als solches bei ihm erscheint, ist Resignation vor unvereinbaren Phänomenen. Barthel stellt gewissenhaft zusammen, was der Franke alles ist:

Ernsthaft und ausgelassen, zugeknöpft und gesellig, grob und höflich, nüchtern und fühllos, falsch und offen, gläubig und aufgeklärt, traditionsgebunden und fortschrittlich, staatsmännisch begabt und ohne staatenbildende Kraft . . . Es wird uns kaum gelingen einen Paß zu schreiben, worin die besonderen Kennzeichen des Frankentums klipp und klar vermerkt sind.

Und das Resümee der ganzen Ausführungen Barthels:

„Nein, der Franke ist uns immer noch ein Rätsel. Es schlägt soviel



Vernunft durch seine Liebe, es wird selbst seine Leidenschaft so stark von Gedanken, auch hohen, höchsten, getragen, es spielen sich in ihm so widersprüchliche Kräfte gegeneinander aus, daß die behutsamsten Urteile unablässig durch den Tatbestand verspottet werden“.

Rührende Mühe hat sich unser Landsmann Ludwig Friedrich Barthel gegeben um den ihn offenbar besonders kränkenden Vorwurf, die Franken seien falsch, zu entkräften. Dazu ein paar Worte, die tiefer zu loten versuchen! Unsere Bruderstämme quellen nicht gerade über von Sympathie für uns Franken. Wir tragen jenen Namen, der für sie belastet ist mit Stammes-Ressentiments von respektablem Alter. Wie uns die Altbayern noch für Karl den Großen büßen lassen möchten, weil er den guten Herzog Tassilo blenden und in ein Kloster stecken ließ, so haben uns auch die anderen Stämme noch nicht ganz verziehen, daß sie einst mit Gewalt und Blut zum Frankenreich gezwungen und ihrem stammlichen Eigenleben entrissen wurden, mit nüchternen Worten gesagt, daß wir sie zu Deutschen gemacht haben, das tragen sie uns halb unbewußt nach. Dazu kommt noch: Der Deutsche kann es nie zugeben, daß er der Übermacht des Geistes oder der Waffen erlegen ist; er fällt „im Felde unbesiegt“, durch „Dolchstoß“, durch „welsche Tücke“ oder durch „Frankenfalschheit“. Der Vorwurf der Falschheit ist eine attavistische Trotz-Reaktion, eine kleine Rache an dem unbequemen Präzeptor, der die lateinische Kultur (samt Grammatik und unregelmäßigen Verben) vermittelte und den Religionsunterricht dazu.

Überdies hat der Franke ein besonderes Verhältnis zur Sprache. Er ist Wortspieler, Wortfechter und Wortmagier; der Ausdruck ist für ihn transparent, schillernd und opalisierend; er nimmt manches eulenspiegelisch wortwörtlich, wo er nicht beim Wort genommen werden will. Der Franke, schnellfüßigen Geistes und im Banne seiner hellen Bewußtheit, erscheint den anderen unberechenbar, weil er nicht natürlich naiv, sondern sehr absichtsvoll zu reagieren pflegt. Ein fränkisches Selbstbildnis aus dem 16. Jahrhundert, der Begleittext zur Frankenkarte Alexanders von Rotenhan sagt geradewegs, die „gens Francorum“ sei „fallax et astuta“, also verschlagen und scharfsinnig, wir verstehen das recht und tragen daran nicht allzu schwer.

Stoßen wir nun auf eigene Faust zum Kern fränkischer Geistigkeit, die uns der Schlüssel zu den geistigen Abenteuern des Frankenstammes sein soll, dann bestätigt sich das, was in fast jedem Konversationslexikon wiedergekaut wird: Vorwiegen der Verstandeskräfte, Aufgeschlossenheit und geistige Beweglichkeit. Und darin liegt nun wirklich Segen und Fluch unseres Stammes. Unverdrossene Lust am Erlernen alles Erlernbaren, das ist fränkisch von den ältesten Zeiten an. Auf dieser fränkischen Gelehrigkeit fußt ein Gutteil der Weltgeschichte. Ohne diese „Cupiditas discendi Francorum“ wäre es nie möglich gewesen, den Nachlaß der Spätantike zu übernehmen, treuhänderisch zu verwalten und an das fränkisch geordnete Abendland zu vermitteln: antikes Staatsdenken, Reichs-Idee, Christentum in westlicher Prägung, antikes Bildungsgut. Dieser fast krankhafte Lerneifer, diese Freude an der meist sehr gründlichen Einverseelung von Fremdbeständen hatte aber auch zur Folge, daß sich die Psychophysiognomie des Stammes nicht mit jener eindeutigen Bestimmtheit und Konturenschärfe ausprägen konnte, wie etwa jene der Altbayern, der Schwaben oder der Westfalen. Sie sind viel, viel „ausgesprochenener“ als wir. Sie bleiben aber auch sich selber treu. Und sie sind jenen Versuchungen des gelehrigen und anpassungsfreudigen Franken, den





Theodor Heuss: Die Trimbung

Gefahren der Verwischung des Eigensten, den Gefahren des regelrechten Selbst-Verlustes kaum im gleichen Maß ausgesetzt. Ich gestehe offen, daß ich diese an unserer Stammes-Substanz unaufhaltsam zehrende Gefahr zuerst gar nicht empfand, bis aus meiner oberfränkischen Heimat, wo man ein gebirgerisches Bambergisch spricht, eine Schulkameradin eine Hausgehilfenstellung in der Oberpfalz annahm und nach den ersten sechs Wochen dieses Dienstes bei einem kurzen Heimatbesuch durch ihr nicht nur fließendes, sondern geradezu virtuoseres Oberpfälzisch brillierte. Oder als ich feststellte, wie rasserein die fränkischen Gebirgstrachtenerhaltungsvereine schuhplatteln, während der oberbayerische Verein erst gegründet werden müßte, der etwa die ersterbende Bamberger Gärtnertracht pflegt.

Einsicht und Nüchternheit verwiesen den Frankenstamm seit je auf das praktische Wirken. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geselligkeit, die Freiheit von billigem Trotz bewahrte ihn vor einsiedlerischer Selbstverspinnenheit und phantastisch verstiegener Spekulation. Er sucht nach dem Sinn des Lebens, aber er ist zu klug und bildersüchtig um reiner abstrakter Philosoph zu werden. Er ist ehrfürchtig, fromm und ermanget vielleicht gerade deshalb des rational diagnostischen Verhältnisses zu Gott, das der rechte Theolog braucht. Der Franke ist vorweg Pädagog, Philolog, Jurist, lebensnaher Praktiker, lebenswürdiger Vermittler, überlegener Ironiker bis zur heiter-ernstgemeinten Clownerie (wie sie Theodor Heuss mit Scharm exerziert). Der Franke ist im Wesensgrund — um ihn mit den Vätern des europäischen Denkens zusammenzuhalten — weniger ein platonischer Typ als ein xenophontischer, mit sowohl sokratischen wie aristotelischen Einschlügen.